



Feierabend



Victoria

Copyright by Albert Langen, München.

(7)

Die Geschichte einer Liebe von Runt Samfun.

4.

Es geht auf den Morgen zu, der Tag graut, ein bläulicher zitternder Septembermorgen.

In den Pappeln im Garten rauscht es sanft. Ein Fenster geht auf, ein Mann lehnt sich heraus und summt. Er hat keine Fackel an, er sieht in die Welt hinaus wie ein unbekleideter Irre, der sich heute nacht in vollen Zügen am Glück berauscht hat.

Plötzlich wendete er sich vom Fenster weg und blickt zu seiner Türe; es hat jemand bei ihm angeklopft. Er ruft: „Herein!“ Ein Mann tritt ein.

„Guten Morgen!“ sagt er zu dem Eintretenden.

Es ist ein älterer Mann, er ist bleich und wütend und trägt eine Lampe, weil es noch nicht ganz hell ist.

„Ich möchte es Ihnen noch einmal anheimstellen, Herr Müller, Herr Johannes Müller, ob Sie das vernünftig finden.“ stammelt der Mann erbittert.

„Nein,“ antwortet Johannes, „Sie haben recht. Ich habe etwas geschrieben, es fiel mir so leicht ein, sehen Sie, all das habe ich geschrieben, ich habe Glück gehabt heute nacht. Aber jetzt bin ich fertig. Ich öffnete das Fenster und sang ein wenig.“

„Sie brüllten,“ sagt der Mann. „Es war der lauteste Gesang, den ich je gehört habe, verstehen Sie. Und noch ist es mitten in der Nacht.“

Johannes greift in seine Papiere auf dem Tisch, nimmt eine Handvoll großer und kleiner Bogen.

„Zehen Sie her!“ ruft er. „Ich sage Ihnen, noch niemals ist es mir so leicht geworden. Es war wie ein langer Blk. Ich habe einmal einen Blick gesehen, der an einem Telegraphendraht entlang fuhr, Gott schütze Sie, es sah aus wie ein Valen aus Feuer. So ist es mir heute nacht zugeströmt. Was soll ich tun? Ich glaube nicht, daß Sie noch böse auf mich sein werden, wenn Sie hören, wie es zusammenhängt. Ich sah hier und schrieb, hören Sie, ich rührte mich nicht; ich dachte an Sie und war still. Da kommt der Augenblick, da ich nicht mehr länger daran denken kann, es wollte meine Brust zerbrechen, vielleicht stand ich da auf, vielleicht stand

ich auch im Lauf der Nacht noch einmal auf und ging einige Mal im Zimmer umher. Ich war so froh.“

„Ich hörte Sie heute nacht so viel,“ sagt der Mann. „Aber das ist vollkommen unverzeihlich von Ihnen, jetzt um diese Tageszeit das Fenster zu öffnen und derartig zu lärmen.“

„Jawohl! Doch, das ist verzeihlich. Aber jetzt habe ich es Ihnen erklärt. Ich habe eine Nacht ohnegleichen hinter mir, müssen Sie wissen. Ich habe gestern etwas erlebt. Ich gehe auf der Straße und begegne meinem Glück, oh, hören Sie doch, begegne meinem Stern und meinem Glück. Wissen Sie, und dann küßt Sie mich. Ihr Mund war so rot, und ich liebe sie, sie küßt mich und berauscht mich. Hat Ihr Mund jemals so stark gezittert, daß Sie nicht sprechen konnten? Ich konnte nicht sprechen, mein Herz durchschüttelte meinen ganzen Körper. Ich ging heim und fiel in Schlaf; hier sah ich auf diesem Stuhl und schlief. Als es Abend wurde, erwachte ich. Meine Seele schwankte auf und ab in mir vor Stimmung, und ich begann zu schreiben. Was ich schrieb? Hier ist es! Ich war von einem seltsamen und herrlichen Gedankengang beherrscht, die Himmel öffneten sich, es war gleichsam ein warmer Sonntag für meine Seele, ich erhielt Wein von einem Engel, ich trank ihn, es war berauscher Wein, ich trank ihn aus einer Granatschale. Hörte ich, ob die Uhr schlug? Sah ich, daß die Lampe ausbrannte? Gebe Gott, Sie verstünden es! Ich durchlebte das Ganze noch einmal, wieder ging ich mit meiner Geliebten auf der Straße, und alle wandten sich nach mir um. Wir gingen in den Park wir begegneten dem König, ich zog meinen Hut vor ihm bis zur Erde vor Freude, und der König wandte sich nach ihr um, nach meiner Geliebten, denn sie ist groß und herrlich. Wir gingen wieder in die Stadt hinunter, und alle Schulkinder drehten sich nach ihr um, denn sie ist jung und trägt ein helles Kleid. Als wir an ein rotes Steinhäus kamen, gingen wir hinein. Ich folgte ihr über die Treppe hinauf und wollte vor ihr niederknien. Da schlang sie die Arme um mich und küßte mich. Dies geschah mir gestern abend. Länger ist es nicht her. Wenn Sie mich fragten, was

ich geschrieben habe — es ist ein einziger unaufhörlicher Gesang an die Freude, an das Glück, den ich geschrieben habe. Es war gleichsam, als läge das Glück mit einem schlanken, lachenden Hals nackt da und wollte zu mir.“

„Ja, ich will wirklich nicht mehr länger mit Ihnen schwätzen,“ sagt der Mann ärgerlich und verzweifelt. „Ich habe zum letztenmal mit Ihnen gesprochen.“

Johannes hält ihn bei der Türe zurück.

„Warten Sie ein wenig. Nein, Sie hätten sehen sollen, wie Ihnen gerade gleichsam ein wenig Sonne über das Gesicht glitz. Ich sah es jetzt, da Sie sich umwandten, es war die Lampe, sie warf einen Sonnenfleck auf Ihre Stirne. Sie waren nicht mehr so verbittert, ich sah es. Ich öffnete das Fenster, allerdings, ich sang zu laut. Ich war ein froher Bruder aller Menschen. So geht es einem manchmal. Der Verstand stirbt. Ich hätte bedenken sollen, daß Sie noch schliefen . . .“

„Die ganze Stadt schläft noch.“

„Ja, es ist früh. Ich will Ihnen etwas schenken. Wollen Sie es annehmen? Es ist aus Silber, ich habe es selbst bekommen. Ein kleines Mädchen, das ich einmal gerettet habe, hat es mir geschenkt. Bitte schön! Es gehen zwanzig Zigaretten hinein. Sie wollen es nicht annehmen? Ja so, Sie rauchen nicht, aber das sollten Sie sich angewöhnen. Darf ich morgen zu Ihnen hinüberkommen und mich entschuldigen? Ich möchte gerne etwas tun, Sie um Verzeihung bitten . . .“

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht. Ich werde mich jetzt hinlegen. Ich verspreche es Ihnen. Sie sollen keinen Laut mehr hören. Und in Zukunft will ich mich besser in Acht nehmen.“

Der Mann ging.

Johannes öffnet plötzlich die Türe wieder und sitzt hinzu:

„Ja, richtig, ich reise jetzt ab. Ich werde Sie nicht mehr hören, ich reise morgen ab. Ich vergeh, es zu sagen.“

Er reiste nicht. Verschiedenes hielt ihn auf, er hatte einige Angelegenheiten zu ordnen, etwas zu kaufen, etwas zu bezahlen, es wurde Morgen und Abend. Er taumelte wie sinnlos umher.

Schließlich läutete er beim Kammerherrn an. War Victoria da?

Victoria machte Besorgungen. Er erklärt, daß sie aus demselben Ort seien, Fräulein Victoria und er, er hätte sie nur begrüßen wollen, wenn sie dagewesen wäre, hätte sich erlaubt, sie zu begrüßen. Er wollte eine Nachricht nach Hause senden. Gut.

Dann ging er in die Stadt. Vielleicht konnte er sie treffen, sie entdecken, sie sah vielleicht in einem Wagen. Bis zum Abend wanderte er umher. Vor dem Theater sah er sie, er grüßte, lächelte und grüßte, und sie beantwortete seinen Gruß. Er wollte zu ihr treten, es waren nur einige Schritte — da sieht er, daß sie nicht klein ist, Otto ist bei ihr, der Sohn des Kammerherrn, er war in Leutnantsuniform.

Johannes dachte: Vielleicht gibt sie mir jetzt einen Wink, ein kleines Zeichen mit den Augen? Sie eilte ins Theater, rot, mit gekümmtem Kopf, als wollte sie sich verbergen.

Vielleicht konnte er sie drinnen sehen? Er nahm ein Billett und ging hinein.

Er kannte die Loge des Kammerherrn, ja wohl, diese reichen Menschen hatten eine Loge. Da sah sie in all ihrer Herrlichkeit und blühte sich um. Sah sie ihn an?

Als der Akt zu Ende war, lauerte er ihr draußen auf dem Gang auf. Er grüßte wieder; ein wenig erstaunt sah sie ihn an und nickte.

„Dort drinnen kannst du Wasser bekommen,“ sagte Otto und deutete nach vorne.

Sie gingen vorbei.

Johannes sah ihnen nach. Eine seltsame Dämmerung legte sich vor seine Augen. All diese Menschen um ihn waren ärgerlich auf ihn und stießen ihn; mechanisch bat er um Entschuldigung und blieb stehen. Dort verschwand sie.

Als sie zurückkam, verbeugte er sich tief vor ihr und sagte:

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein.“

„Das ist Johannes,“ sagte sie vorstellend. „Kennst du ihn wieder?“

Otto antwortete und sah ihn blinzeln an.

„Sie wollen vermutlich wissen, wie es daheim steht,“ fuhr sie ruhig fort, und ihr Anlit war schön und ruhig. „Ich weiß es wirklich nicht, aber es geht sicher gut. Ausgezeichnet. Ich werde die Müllersleute grüßen.“

„Danke. Reisen Sie bald, gnädiges Fräulein?“

„In den nächsten Tagen. Ja, ich werde sie grüßen.“

Sie nickte und ging.

Wieder sah Johannes ihr nach, bis sie verschwunden war, dann begab er sich hinaus. Eine ewige Wanderung, ein schwerer und trauriger Gang, Straße auf, Straße ab, schlug die Zeit tot. Um zehn Uhr stand er vor des Kammerherrn Haus und wartete. Jetzt war das Theater bald zu Ende, jetzt mußte sie kommen. Er konnte vielleicht den Wagenschlag öffnen, den Hut abnehmen, den Wagenschlag öffnen und sich bis zur Erde verbeugen.

Endlich, eine halbe Stunde später kam sie. Konnte er dort bei der Türe stehen bleiben und sich wiederum in Erinnerung bringen? Er eilte die Straße hinauf und sah sich nicht um. Er hörte, wie das Tor aufging, wie der Wagen hineinfuhr und das Tor wieder zugeschlagen wurde, da kehrte er um. Jetzt ging er eine Stunde lang vor dem Haus auf und ab. Er wartete auf niemand und hatte hier nichts zu tun.

(Fortsetzung folgt.)

Blumenmarkt.

Von De-Gü (772-846).

In der Kaiserstadt im späten Frühling lärmten Pferd und Wagen durch die Straßen. Sind die Tage der Pflaumenblüte. Und zum Kaufen drängen sich die Massen. Feilschend stehen die Händler an der Ecke. Nach den Blüten wird der Preis bemessen. Purpur leuchtet's hier von hundert Blumen, Bleiche, kleine stehen dort vergessen. Belt und Tücher halten ab die Sonne; Dichtes Strohwerk schützt vor kaltem Wind. Beim Verpflanzen muß man feucht sie halten, Bis sie wieder angewachsen sind.“
So die Händler. Alles folgt der Sitte, Jeder geht im großen Zaumel mit. Doch ein Kreis aus einer Bauernhütte kam zum Blumenmarkt mit müdem Schritt, Senkt das Haupt und senkte tief und einsam; Doch sein Zeugnis hat kein Mensch vernommen: „Um den Preis von einer solchen Blume hat man zehn Familien ihr Brot genommen.“
(Aus dem Chinesischen von Rich. Wilhelm in der Frankfurter Zeitung.)

Feind und Freund.

Von J. S. Turgenjew.

Ein Mann, der zu lebenslänglicher Straf- arbeit verurteilt war, entwich aus dem Gefängnis und flüchtete Hals über Kopf. Die Verfolger waren ihm hart auf den Fersen.

Er lief mit aller Kraft. Die Verfolger begannen zu ermüden. Aber plötzlich sah er sich vor einem Fluß mit steilen Ufern; der Fluß war nicht breit, aber ziemlich tief. Und der Bedauernswerte konnte nicht schwimmen.

Von einem Ufer zum anderen war ein dünnes, morsches Brett gelegt. Der Flüchtling stellte schon den Fuß aufs Brett, zufällig standen jedoch zwei Menschen dort hart am Ufer: der eine war sein bester Freund, der andere sein erbittertester Feind.

Der Feind sagte kein Wort, er verschränkte die Arme, aber der Freund schrie aus voller Kehle: „Um Gottes Willen! Was willst du tun? Siehst du denn nicht, daß das Brett ganz morsch

und faul ist? Es bricht unter deiner Last und du bist unrettbar verloren!“

„Ich habe keine andere Möglichkeit, zu entkommen. . . hörst du nicht die Verfolger?“ stöhnte voll Verzweiflung der Unglückliche und trat aufs Brett.

„Ich lasse es nicht zu! Nein, ich erlaube nicht, daß du so umkommst!“ rief verzweifelt der eifrige Freund, und er riß dem Flüchtling das Brett unter den Füßen weg. Dieser stürzte in die reißende Flut und ertrank.

Der Feind lachte befriedigt auf und entfernte sich, der Freund hingegen setzte sich ans Ufer und begann über das Schicksal seines armen, armen Freundes bitterlich zu weinen.

Doch fiel es ihm nicht für einen Augenblick ein, sich selbst die Schuld an seinem Tode zuzuschreiben.

„Er hat nicht auf mich hören wollen! Er hat nicht auf mich hören wollen!“ flüsterte er verzagt.

„Uebrigens,“ jagte er endlich, „er hätte doch sein ganzes Leben im schrecklichen Kerker verbringen müssen! Wenigstens ist er jetzt von seinen Qualen erlöst! Nun ist ihm leichter! Gewiß war es ihm so bestimmt!“

„Aber immerhin, vom rein menschlichen Standpunkte aus, ist es doch schade um ihn!“

Und der gute Mann beweinte laut seinen unglücklichen Freund.

Zwei Welten.

Von Karl Ewald.

Kultur.

Sie hat sich draußen auf die Mole gesetzt und mit einem härtigen Fischer, der da mit seinen Netzen hantiert, eine Konversation eingeleitet. Ihre Beine stecken in Lederschuhen und bunten Strümpfen und sind bis an die Knie zu sehen. Zwischendurch zapft sie am Unterrod; aber es geschieht eben nur, um die Beine zu zeigen. Außerdem hat sie einen großen Sonnenschirm und nackte Arme, kurz gesagt, trägt ein Gewebe von Zug und Trug und billigen Spitzen.

„Schiffer. . . haben Sie niemals Angst, Sie könnten kentern, wenn's draußen um Sie weht? — Was fangen Sie an, wenn die Fische nicht anbeißen wollen, Schiffer? — Wie lang-

weilig das für Ihre Frau sein muß, wenn Sie des Nachts draußen sind. — Beißen die Fische nicht am besten des Nachts an? — Ich hielt es nicht aus, einen Schiffer zum Manne zu haben.“

Auf einmal hält sie den Mund und starrt. Vom Lande her kommen in einer Reihe fünf junge Männer gelauert. Die sind ganz nackt. Ihre sonnenbrannten Köpfe und Hände stechen ab gegen die weißen Körper. Sie schlagen sich auf die Schenkel, daß es klatscht, und grinsen, als sie an ihr vorüberlaufen — ein anderer Weg bleibt ihnen nicht. Dann springen sie ins Wasser unter lautem Rufen und Lachen. „Gott, Schiffer,“ sagt sie und legt die Hände vors Gesicht.

„Ist was nicht in Ordnung, liebe Frau?“ sagt er freundlich. „Wenn Sie was anderes sehen, als was unser Schöpfer geschaffen hat, dann dürfen Sie ruhig schreien.“

Natur.

Ich habe einen weiten Weg hinter mir zwischen hohen Hecken durch, wo es zu beiden Seiten funktelt von Vogelbeeren, Schlehen und Brombeeren. Der Weg geht noch weiter, ich weiß nicht, wohin. Die Beeren rufen verlangend nach den Vögeln des Himmels.

Nun schwenke ich in eine Allee ein, wo alle Zweige sich wichtig tun mit den Palmen, die sie auf den Kornähren stibigt haben. An einem Gehöft vorbei, das seinen Mittagsschlaf hält. Und dann bin ich am Strande, wo ich mir einen geeigneten Stein ansuche, um den Nacken dagegen zu lehnen, und wo ich mich dem einzigartigen Genuße hingebe, wie eine prima Zigarre, an einem prima Gewässer geraucht, ihn zu bieten vermag. Ich höre etwas rascheln und sehe nach, was es gibt.

Ein kleines Ende weit von mir steht ein junges Mädchen, im Begriff, sich zu entkleiden. Sie sieht mich an, und ich sehe sie an.

„Verzeihen Sie,“ sage ich. „Ich hatte nicht gesehen, daß Sie eben ins Wasser steigen wollten.“

„Was macht das denn?“ jagte sie. „Schief gewachsen bin ich ja nicht.“

Froh lacht sie und entkleidet sich weiter. Jetzt zu gehen, kommt mir unanständig vor.

Und nun ist sie schon weit draußen, schlägt mit den Armen und spannt ihre Brust den Wogen entgegen. „Es ist kalt,“ ruft sie mir zu. „Wie heißt denn ihr Schatz?“ rufe ich zurück. „Wer sagt Ihnen, daß ich einen habe?“ Sie lacht und plätscht fürchterlich im Wasser umher. „Na, es ist der Sohn vom Nads Jenfen. Im November machen wir Hochzeit.“

Nun ist sie wieder am Lande, schlüpft in ihr Hemd und bindet den Unterrock zu. „Adieu!“ „Adieu! Und grüßen Sie den Sohn vom Nads Jenfen von mir!“ „Schönen Dank!“ jagt sie und lacht und steigt den Weg hinauf, ohne sich umzusehen.

Die Insel des Aberglaubens. Land und Leute in Madagaskar.

Madagaskar, die viertgrößte Insel der Erde, die mit ihren Küsteninseln weit über eine halbe Million Quadratkilometer von der Fläche des Stillen Ozeans bedeckt, ist seit dem Jahre 1896 französische Kolonie. Seit damals führt das eingeborene Königinn nur ein Schattendasein, denn der wahre Herr des Landes ist der französische Gouverneur. Schon früher jedoch gab es sehr mächtige ausländische Einflüsse auf der Insel. Kurz nach ihrer Entdeckung, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch den zur Flotte Almeida's gehörenden Portugiesen Fernando Soares erfolgte, begann die Festsetzung europäischer Einwanderer, unter denen zwar von Anfang an die Franzosen das stärkste Kontingent stellten, was jedoch die Holländer und Engländer nicht hinderte, auch ihrerseits festen Fuß auf der Insel zu fassen. Kein Wunder, denn Madagaskar ist überaus reich an Naturschätzen aller Art. Es besitzt ergiebige Vorkommen an Kupfer, Mangan und Blei, ferner: Schwefel, Graphit, Braunkohlen und Marmor. Auch Gold und Salz ist auf der Insel vorhanden. Dazu kommen wertvolle Hölzer, insbesondere Eben- und Palisanderholz, die wichtige landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie Mais und Reis, sowie Kautschuk, Rindshäuten, Harz und Wachs.

So stark die europäischen Einflüsse aber auch schon seit Jahrhunderten waren und sind, so hat sich das Volksleben auf Madagaskar, von Ausnahmen abgesehen, in einer geradezu erstaunlichen Weise trotzdem seine ursprüngliche Eigenart zu erhalten gewußt. Europa vermochte sich nur äußerlich der seltsamen Insel zu bemächtigen. Innerlich ist sie so gut wie unberührt geblieben. Der englische Forschungsreisende Chase S. Osborn, der auf Grund jahrelanger Aufenthaltes auf der Insel soeben ein umfangreiches Werk über sie veröffentlicht hat, berichtet hierüber eine Unzahl von bezeichnenden Einzelheiten. Vor allem stellt er fest, daß der durch eine überaus rege und namentlich von England genährte Missionsstätigkeit bewirkte Uebertritt zum Christentum vieler Madagassen, wie die Eingeborenen sich selbst nennen, nicht das mindeste dafür beweist, daß sie ihren alten Ueberlieferungen den Rücken gekehrt haben. Diese Ueberlieferungen wurzeln im krassesten Aberglauben eines primitiven Naturvolkes und sind heute noch so lebendig wie je. Der mächtigste Mann Madagaskars ist daher der Zauberer, der, gestützt auf seine angeblichen Beziehungen zu den unsichtbar thronenden Göttern, buchstäblich alles tun kann, was er will. Dem Einfluß der Zauberer ist es auch zuzuschreiben, daß die furchtbare Sitte des Kindesmordes auf Madagaskar in höchster Blüte steht. Wenn eine Frau einem Kinde das Leben geschenkt hat, so wird zunächst der Zauberer darüber befragt, ob der Tag der Geburt als Glück- oder Unglückstag zu betrachten sei. Wehe der Mutter, die es wagt, zärtliche Gefühle für ein Kind zu äußern, ehe es festgestellt ist, daß es an einem Glückstage geboren wurde, und drei-

mal wehe der Unglücklichen, die, dem Wachspruch des Zauberers trotzend, ein an einem Unglückstag geborenes Kind behält, statt es dem Opfertode anzuliefern. Ihr Leben zählt nur noch nach Stunden und ein qualvoller Tod ist ihr gewiß. Nur wenn sie bereit ist, das Wohlwollen des Zauberers durch wertvolle Geschenke zu erkaufen, kann sie sich und das Kind retten. Das Kind erhält in diesem Falle einen niedrigen Namen, der angeblich imstande ist, es vor den bösen Geistern zu verbergen. Solche Namen sind „Nemond“, „Misthausen“, „Schwein“, „Zauche“ usw.

Keine Reise, selbst die kleinste nicht, darf unternommen werden, ohne daß der Zauberer vorher befragt worden ist. Fällt eine Reise schlecht aus, obzwar der Zauberer zu ihr geraten hat, so ist er trotzdem nicht in Gefahr, sein Renommee zu verlieren. Hat er doch schlauerweise dem Reisenden eine Unmenge von Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg gegeben, die alle zu befolgen von vornherein für jeden Sterblichen unmöglich ist. Natürlich macht der Reisende irgendeinen Fehler, und der Zauberer ist nicht nur geduldet, sondern gewinnt sogar noch stärkeres Ansehen, weil er doch imstande war, vorauszusagen, daß die Reise unglücklich verlaufen würde, wenn das und das geschähe. Nichts ist es für den Zauberer lediglich, wenn er jemand ein Amulett zum Schutz gegen Mörder verkauft hat und dieser Schutz sich als wirkungslos erweist. Aber solche Amulette werden nur ganz selten verkauft, und zwar ausschließlich an Leute, die nachweisen können, daß sie — Nachkommen Kains sind. Wird ein solcher Nachkomme Kains das Opfer eines Mörders, so müssen seine Angehörigen erst nachweisen, daß der Mörder ein verkleideter Gott war. Da dieser Nachweis natürlich nie gelingt, ist das Risiko des Zauberers praktisch gleich Null.

Ein besonders begehrtes Amulett hält der Zauberer zum Schutze vor den Folgen des Ehebruchs feil. Es bewirkt angeblich, daß der betrogene Gatte oder die betrogene Frau mit Blindheit und Taubheit gegenüber dem Treiben des ehebrecherischen Paares gählaget wird. Es gibt allerdings auch einen Segenzauber, der jeden Ehebruch vereitelt, indem er seinem Besitzer männlichen oder weiblichen Geschlechtes nicht nur eine besondere Anziehungskraft auf den anderen Eheheil verleiht, sondern ihn auch so scharfsinnig und hellhörig macht, daß es unmöglich ist, ihn zu hintergehen. Ein anderer Zauber schützt vor Blitzegefahr. Er besteht in einer geheimnisvollen Flüssigkeit, die mit Hilfe einer Nadel in die Stirnhaut eingeführt wird. Es handelt sich also um eine regelrechte Schutzimpfung, was um so erstaunlicher ist, als die Madagassen von den Errungenschaften der modernen Medizin sonst nicht die geringste Ahnung haben. Kranker wird die große Zehe abgeschnitten, um der Krankheit leichteren Austritt aus dem Körper zu gewähren. Alles in allem muß man dem englischen Forscher recht geben, wenn er Madagaskar die Insel des Aberglaubens nennt.

Warum er nach Texas kam.

Von Wilhelm Rahde

Damals, als Austin noch ein erbärmliches Nest war, befanden sich einige „prominente“ Bürger auf einem Jagdzuge in der Umgebung. Als sie abends um ihr Lagerfeuer versammelt waren, schlug einer der Ehrenwerten vor, ein jeder solle dem anderen den Grund angeben, warum er nach Texas gekommen sei. Nun gaben sie, einer nach dem anderen, ihre Ergebnisse zum besten. Richter Blant hatte aus Notwehr einen Menschen umgebracht, und Colonel Bigshooter hatte eines anderen Unterschrift auf einen Scheck gefälscht, während wieder ein anderer sich gezwungen gesehen hatte, Texas aufzusuchen, weil er 3^{te} Ehefrauen gehabt hatte. Der einzige, der den Mund nicht aufzutun wollte, war ein etwas scheinheilig dreinschauender alter Herr, „er, obgleich er als berufsmäßiger Spieler bekannt war, gewöhnlich „Reverend“ benannt wurde.

„Nun, Reverend, warum habt ihr Kentucky verlassen?“

„Hab keine Lust, darüber zu reden. Uebrigens geschah das um eine solche Kleinigkeit, daß es mir kein Mensch glauben würd.“

„Draus damit! Habt ihr einen niedergelassen?“

„Das g'rad nicht, Gentlemen. Aber, wenn ihr's wissen wollt, ich bin fort aus Kentucky, weil ich keine Kirche gebau't habe.“

Tiefes, erwartungsvolles Schweigen. Ein solcher Grund, um nach Texas zu gehen, war bisher noch unerhört. Da lag sicher etwas Geheimnisvolles dahinter. Der „Reverend“ wurde aufgefordert, etwas mehr Licht in die Angelegenheit zu bringen.

„Well, Gentlemen. Eine Methodistengemeinde machte eine Kollekte von dreitausend Dollars und überreichte sie mir, damit ich dafür eine Kirche baue — und das habe ich nicht getan. Das ist alles.“

Amiese Mensch.

Von Leopold Loeske.

Schlägt man ein illustriertes Blatt auf, so stößt man auf Abbildungen von Wolkenkrabern. Man hat dafür jetzt den Edelsmannen „Hochhäuser“ erfunden. In der Siniensführung solcher Bauten kann zweifellos Edles liegen. Sie werden aber nicht wegen des Adels der Architektur gebaut, sondern um Menschen regimentenweise darin arbeiten zu lassen. Und alle Pracht und Kühnheit dieser Turmhäuser kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß zwischen ihnen und den Bauten der Ameisen und Termiten kein Unterschied des Wesens mehr besteht. Denn dieses besteht hier wie dort nur in der Kasernierung von Lebewesen.

Um den Begriff der Kultur für die explosionsartig um sich greifenden Fortschritte und Erfindungen zu retten, hat man das Wort vom Zeitalter der „Maschinenkultur“ erfunden. Man soll aber Zivilisation und Kultur nicht verwechseln! Wir werden immer zivilisierter, während unsere Kultur auf dem Wege über Giftgasbomben und ähnliche Gaben sich erfolgreich rückwärts konzentriert. Die an sich wunderbaren und zivilisatorisch nicht zu verachtenden Erfindungen der jüngsten Zeit haben mit Kultur so wenig zu tun, wie etwa die Schreibmaschine damit zu tun hat. Man kann mit der Maschine sehr zivilisierte, aber keine kultivierten Briefe schreiben, wie jeder beständigen wird, der viel mit der Maschine zu arbeiten hat. Man kann in

der Hüfte kein kultivierter Bester und im Palast kein zivilisierter Banauke sein. Man kann sich alle sieben Weisen Griechenlands in einer Tonne vorstellen, aber nicht einen von ihnen im Wollentragler! Denn diese Gebilde, echte Kinder der „Maschinen-Zivilisation“, sind der Tod der Kultur!

Die Ameise hat ihre und ihrer Bauten Entwicklung längst vollendet und fühlt sich wohl dabei. Der Mensch aber hat vor ihr unglücklicherweise 1300 Kubikzentimeter Gehirn voraus, und es gibt daher keine Erfindung und keine Torheit, deren er nicht fähig wäre. Schon liest man Klagen darüber, daß andere deutsche Städte Berlin mit Hochhäusern zuborgekommen wären, daß Berlin sich also nicht rasch genug von kultureller Lebensweise entferne. Man kann den Zeitpunkt nicht erwarten, wo die Straße unter den Linden beiderseits von ragenden Ungetümen flankiert sein wird. Man denkt natürlich nicht an die bakterienfördernde, gesundheitsbedrohende Ausschaltung des Sonnenlichts, das diese Türme sich gegenseitig und ihrer Umgebung fortnehmen werden. Und man denkt an vieles andere nicht!

Die Geschichte lehrt, daß fast alle großen Kulturen sich in großen Hauptstädten konzentrierten, die immer vor dem Sturz dieser Kulturen ihren höchsten Glanz entfalteten. Das alte Griechenland, Babylon, Ägypten, Rom, Venedig, selbst Hansestädte liefern Beispiele. Aber diese Entwicklung, das ameisenhafte Zusammenströmen der Bevölkerung in große Zentren, scheint nicht aufhaltbar zu sein. Heute hat beispielsweise New York mehr Fernsprechanhänge als London, Paris, Wien usw. zusammengezogen. Wenn nachmittags die Bureaus schließen, ergießen sich aus den Hochhäusern ungezählte Tausende menschlicher Ameisen in solcher Fülle auf die Straßen, daß der Verkehr für längere Zeit völlig stockt. In den Hauptstraßen schieben sich vier oder fünf Reihen von Automobilen langsam nebeneinander her usw. usw. Wem imponiert dergleichen eigentlich? Ist das Zivilisation? Ja, Ameisen-Zivilisation! Ist das Kultur? Das genaue Gegenteil davon! Ein untrügliches Kennzeichen der Kultur ist, daß man vor ihr nicht flieht. Jeder, noch nicht kulturlose Großstädter sucht aber wenigstens Sonntags seinen Mauern zu entfliehen.

Noch lebt erst die Hälfte der deutschen Bevölkerung in Städten. Aber das Verhältnis verschiebt sich immer mehr zugunsten des Landes. Es ist ein Verhängnis. Vielleicht eine innere Notwendigkeit, die alle Kulturen bis zu einem gewissen Gipfelpunkt führt, um sie dann absterben und neuen Wertbewerbern Platz machen zu lassen. Aber so lange große Strecken der Erde noch der Nutzbarmachung harren, ist der Bau von Turmhäusern bestimmt keine unvermeidbare Notwendigkeit. Einzelne können nicht viel schaden, könnten sogar als architektonische Verschönerung des Stadtbildes begrüßt werden. Aber es ist mit Recht zu befürchten, daß sie sich scharenweise aufeinanderfolgen und die Menschen zu amerikanisierten Ameisen, zu lebenden Automaten machen werden. Es ist voranzusehen, daß die Schädigungen, die diese Amerikanisierung im Gefolge haben mußte, durch Sport, das höchsten Siedlungsweisen und Laubenkolonien nicht auszugleichen wäre, und daß hier ein unbeachtetes geliebtes Problem vorliegt, das man vor lauter Einnahme über die rein äußerlich großartige Entwicklung von Turmfassern und Bakernentürmen, also von menschlichen Ameisenhaufen, übersehen hat.

Wo bleiben die führenden großen Geister, die sich dieser Rückwärtsentwicklung des Menschen zur Ameise entgegenstemmen?!

Gedanken-Splitter.

Schopenhauer und das Buch.

Unter allen Philosophen hat sich Artur Schopenhauer wohl am eingehendsten mit dem Segen und Unsegen der Bücher beschäftigt. Davon mögen folgende Aussprüche zeugen:

Wer das Glück hat, mehr mit Büchern als mit Menschen reden zu dürfen, vergißt leicht, wie es in der wirklichen Menschenwelt hergeht, und überhieht die Klugheit, welche zwischen dem Volk und den Büchern ist.

Die Zahl der Bücher, welche in einer Sprache geschrieben werden, mag sich zur Zahl dererjenigen, welche einen Teil ihrer bleibenden Literatur ausmachen, verhalten wie hunderttausend zu eins.

Wohl neun Zehntel aller Bücher sind schlecht und hätten sollen ungeschrieben bleiben. Schlechte Bücher sind intellektuelles Gift. Viele Bücher taugen bloß zu zeigen, wie viele Irwege es gibt.

Man hüte sich, immer nach den neuesten Büchern zu greifen und die gediegeneren älteren ungelesen zu lassen.

Jedes wichtige Buch soll man sogleich zweimal lesen.

Worte von Jean Paul.

Ein Charakter ist ein Fels, an welchem gestrandete Schiffer landen und anstürmende Scheitern.

Man steigt den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberge zu sterben.

Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr daran tragen.

Die meisten Erinnerungen sind Wasserpflanzen, die nur von Tränen leben.

Oft waren unsere Verhältnisse hart, indes unsere Herzen es geliehnen.

Allerlei.

Vor hundert Jahren Die Lobredner der Vergangenheit lieben es, die idyllischen Verhältnisse von einst gegen die heutige Unrast von Nervenspannung auszuspielen. Aber wie war es einst? Werjen wir einen Blick in die Zeit vor hundert Jahren, so sehen wir, daß sie namentlich auf dem so wichtigen Gebiete des häuslichen Lebens alles eher als idyllisch war. Es gab keine Streichhölzer, denn sie wurden erst im Jahre 1834 erfunden. Allein das Feuermachen war daher eine ewige Qual und Last. Es gab kein Gas und keine Elektrizität, alles mußte umständlich auf dem Kienbeerd gefodt und gewärmt werden. Beleuchtungsziwedendienten in den vornehmeren Häusern Wachskerzen, sonst war man auf überriechende Delstammen angewiesen. Die Kerzen mußten vielfach im Hause angefertigt werden, da es noch keine Kerzenfabriken gab und die wenigen Handwerksbetriebe, die sich mit dem „Kerzenziehen“ beschäftigten, der Erzeugung im großen nicht gewachsen waren. Ebenso mußte im Hause Seife gefodt und Brot gebaden werden. Arbeitssparende Putzmittel gab es überhaupt keine. Geschirt wurde mit Asche und Sand gepußt. Jeder

Waschtag war ein Kampf und Krampf, denn es gab weder Soda noch Waschpulver. Genäht wurde alles in der Hand, denn die Nähmaschine kam erst nach 1840 auf. Fertig zu laufende Kleider und Anzüge gab es ebenso wenig, ja selbst jeder Herrentragen mußte im Hause Stuch für Stuch verfertigt werden. Die Hausfrau von einst verbrauchte aus allen diesen Gründen, die sich noch sehr stattlich vermehren ließen, ihre ganze Arbeits- und Nervenkraft in ihren vier Wänden.

Weiteres.

Frech. Der Einbrecher wird von der Frau des Hauses bei seiner Arbeit ertappt. Sie ruft verzweifelt: „Hilfe, Hilfe!“ „Was schreien Sie, Inädijsch,“ sagte hierauf der Einbrecher, „id brauch jar keine Hilfe.“

Der Kenner. Man führte den amerikanischen Besucher, um ihm die deutsche Schauspielkunst zu zeigen, in den „Hamlet“. Er war aber nicht sehr begeistert. „Ihr seid doch hier in Deutschland sehr zurück,“ sagte er, „Hamlet habe ich in New York schon vor vier Jahren gesehen.“

Liebeszeichen. „Liebst du mich wirklich?“ flüsterie er. „Ich habe doch schon achtmal mit dir getanzt.“ „Ist das ein Liebeszeichen?“ „Du würdest es ganz verstehen, wenn du wüßtest, wie du tanzt.“

Die gute Freundin. „Ich habe ein sechs-jähriges Töchterchen.“ „Ach was? Ist es ein hübsches Mädchen oder sieht es dir ähnlich?“

Kindermund. Unangemeldet kommt der Großvater zu Besuch. Am nächsten Morgen fragt der kleine Fritj: „Großpapa, bist du ein Menschenfresser?“ „Warum?“ „Ja, Mutti sagte gestern Abend, du lebst von den Verwandten.“

Gute Aussicht. Zwei Arbeiter treffen sich. „Paß uff,“ sagt der eine, „ich wern de Fleischpreise bald zurückehn, Mase.“ „Wat?“ „Aber jewiß doch! Bei de Stadtverordnetenwahlen jibts ja wieder jennich Niedviecher.“

Der Vorsichtige. Herr im Friseurladen: „Ach bitte, schneiden Sie mir die Haare nicht zu kurz, sonst hält man mich für meine Frau.“

Rätsel-Ged.

Magisches Quadrat.

A	A	A	A	E
E	E	E	I	I
I	I	D	D	D
D	L	M	N	R
R	R	R	R	V

Die Buchstaben ergeben entsprechend geordnet magrecht und feuhrecht:

1. Namen eines berühmten Komponisten,
2. Namen einer weltberühmten Klavierschma,
3. Spinnstoff, 4. Ruh auf dem Balkan, 5. Etwas Vollkommenes.

Ausfungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

- Silberrätsel:** 1. D'Albert. 2. Einwand. 3. Roje. 4. Birkus. 5. Ulfilas. 6. Greenwich. 7. Donizetti. 8. Eljad. 9. Sokrates. 10. Palma. 11. Enkel. 12. Ramfes. 13. Zacharias. 14. Esfant. 15. Kervi. 16. Siam. 17. Isiam. 18. Sirene. — Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.